

I HAVE A DREAM

I HAVE A DREAM

250 Jahre Vereinigte Staaten von Amerika

Ein Roadtrip in Proklamationen, Pamphleten,
Trinksprüchen, Tagebucheinträgen, Essays, Nature Writing,
Memoirs, Reportagen, Briefen, Reden, Short Storys,
Gedichten, Songs und Famous Last Words

Mit einer Timeline
denkwürdiger Ereignisse 1776–2026

Herausgegeben von
Horst Lauinger und Stefan Wagner

MANESSE VERLAG

I have a dream that one day this nation will rise up and live out the true meaning of its creed: «We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal.»

I have a dream that one day on the red hills of Georgia, the sons of former slaves and the sons of former slave owners will be able to sit down together at the table of brotherhood.

I have a dream that one day even the state of Mississippi, a state sweltering with the heat of injustice, sweltering with the heat of oppression, will be transformed into an oasis of freedom and justice.

Martin Luther King, Jr., *I Have a Dream*

She knew now why she had come back home again – back to the naked struggle for bread – back to the crooked, narrow streets filled with shouting children, the haggling push-carts and bargaining housewives – back to the relentless, penny-pinched poverty – but a poverty rich in romance, in dreams – rich in its very hunger of unuttered, unsung beauty.

Anzia Yezierska, *Dreams And Dollars*

All sins tend to be addictive, / and the terminal point of addiction is damnation.

W.H. Auden, *Favorite. A Certain World*

*Thomas Jefferson*¹

Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten

Im Kongress am 4. Juli 1776

EINSTIMMIGE ERKLÄRUNG DER DREIZEHN VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

Wenn es im Zuge der Menschheitsentwicklung für ein Volk notwendig wird, die politischen Bande zu lösen, die es mit einem anderen Volk verknüpft haben, und unter den Mächten der Erde die eigenständige und gleichberechtigte Stellung einzunehmen, zu welcher es die Gesetze der Natur und des Schöpfers berechtigen, so erfordert die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschheit, dass es die Ursachen darlegt, welche es zu der Trennung veranlassen.

Wir halten die folgenden Wahrheiten für offenkundig und keines Beweises bedürftig: dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören; dass, um diese Rechte zu sichern, Regierungen unter den Menschen eingesetzt werden, die ihre rechtmäßige Macht aus der Zustimmung der Regierten herleiten; dass wann immer irgendeine Regierungsform zerstörend auf diese Ziele einwirkt, es ein Recht des Volkes ist, sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze aufzubauen, und deren Gewalten in einer Form zu ordnen, wie es ihm zur Gewährleistung seiner Sicherheit und seines Glückes geboten zu sein scheint. Gewiss gebietet die Weisheit, dass von altersher bestehende Regierungen nicht aus geringfügigen und vorübergehenden Anlässen geändert werden sollen; und gemäß dieser hat alle Erfahrung gezeigt, dass die Menschheit geneigter ist, zu leiden, so lange

¹ Thomas Jefferson, der die Unabhängigkeitserklärung zusammen mit den anderen Kongressmitgliedern unterzeichnete, war ihr maßgeblicher Verfasser; am Wortlaut seines Entwurfs wurden jedoch vor der Verabschiedung noch kleinere Änderungen und Streichungen vorgenommen.

Misstände zu ertragen sind, als sich unter Beseitigung altgewohnter Formen Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Missbräuchen und Übergriffen, welche stets das gleiche Ziel verfolgen, die Absicht erkennen lässt, ein Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat es sein Recht, ja so ist es seine Pflicht, sich einer solchen Regierung zu entledigen und neue Beschützer seiner künftigen Sicherheit zu bestellen. So haben diese Kolonien geduldig ausgeharrt, und so stehen sie jetzt vor der zwingenden Notwendigkeit, ihre frühere Regierungsform zu ändern. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von Großbritannien ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und Übergriffen, die allesamt darauf abzielen, eine unumschränkte Tyrannei über diese Staaten zu errichten. Um dies zu beweisen, seien der gerecht urteilenden Welt Tatsachen vorgelegt:

Er hat Gesetzen seine Zustimmung verweigert, die für das Allgemeinwohl äußerst nützlich und notwendig sind.

Er hat seinen Gouverneuren verboten, Gesetze von unaufschiebbarer und dringender Wichtigkeit rechtskräftig zu machen, es sei denn, dass ihr Inkrafttreten bis zur Erlangung seiner Zustimmung suspendiert würde; und wenn sie derart suspendiert waren, unterließ er es vollkommen, sich mit ihnen zu befassen.

Er hat es verweigert, andere Gesetze zugunsten großer Bevölkerungskreise zu genehmigen, es sei denn, diese verzichteten auf das Recht der Vertretung in der gesetzgebenden Versammlung, ein für sie unschätzbar wichtiges Recht, das nur Tyrannen zuwider ist.

Er hat gesetzgebende Körperschaften an ungewöhnliche, unbequeme und von den Bewahrungsorten ihrer öffentlichen Urkunden entfernte Orte einbestellt, zu dem einzigen Zweck, sie durch Ermüdung zur Unterwerfung unter seine Maßnahmen zu veranlassen.

Er hat wiederholt Abgeordnetenkammern aufgelöst, weil sie mit männlicher Festigkeit seinen Eingriffen in die Rechte des Volkes entgegengetreten sind.

Er hat sich nach solchen Auflösungen über lange Zeit geweigert, die Wahl anderer Abgeordneter zuzulassen, wodurch die gesetzgeberische Gewalt, die unzerstörbar ist, vollständig an das Volk zurückgefallen ist, dem es nun freisteht, sie auszuüben; der Staat aber bleibt in der Zwischenzeit allen Gefahren eines feindlichen Einfalls von außen und der Erschütterungen im Inneren ausgesetzt.

Er hat die Besiedlung dieser Staaten zu verhindern gesucht; zu

diesem Zweck hat er dem Vollzug der Einbürgerungsgesetze für Ausländer Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sich geweigert, andere Gesetze zu erlassen, die die Einwanderung fördern, und die Bedingungen für den Neuerwerb von Land erschwert.

Er hat die Rechtsprechung hintertrieben, indem er Gesetzen seine Zustimmung verweigerte, die die Erteilung richterlicher Befugnisse bezweckten.

Er hat die Richter von seinem alleinigen Willen abhängig gemacht, hinsichtlich der Amtsdauer und der Höhe und der Bezahlung ihrer Gehälter.

Er hat eine Vielzahl neuer Behörden geschaffen und Schwärme von Beamten hierher gesandt, um unser Volk zu drangsalieren und seine Substanz aufzuzehren.

Er hat in Friedenszeiten ohne Zustimmung unserer gesetzgebenden Versammlung auf unserem Boden stehende Heere unterhalten.

Er hat danach gestrebt, das Militär unabhängig von der Zivilgewalt zu machen und es ihr überzuordnen.

Er hat sich mit anderen zusammengetan, um uns eine Rechtsprechung aufzuzwingen, die unserer Verfassung fremd ist und die von unseren Gesetzen nicht anerkannt wird; und er hat die Maßnahmen dieser vorgeblichen Rechtsprechung gebilligt:

- um starke Kontingente bewaffneter Truppen bei uns zu stationieren;

- um diese durch Scheingerichte vor Bestrafung für etwaige Morde zu schützen, die sie an Einwohnern dieser Staaten begehen;

- um unseren Handel mit allen Teilen der Welt zu unterbinden;

- um uns ohne unsere Einwilligung Steuern aufzuerlegen;

- um uns in vielen Fällen des Rechts auf ein Verfahren vor einem Geschworenengericht zu berauben;

- um uns wegen angeblicher Vergehen vor Gerichte in Übersee zu verschleppen;

- um in einer benachbarten Provinz das freie englische Rechtssystem abzuschaffen, dort eine Willkürregierung zu errichten und deren Befugnisse zu erweitern, um sie so gleichzeitig zu einem Präzedenzfall und einem geeigneten Werkzeug zur Einführung der gleichen absoluten Herrschaft in diesen Kolonien zu machen;

- um uns unsere Freibriefe zu entziehen, unsere wertvollsten Gesetze abzuschaffen und unsere Regierungsform grundlegend zu ändern;

um unsere eigene gesetzgebende Gewalt aufzuheben und sich selbst mit der unumschränkten gesetzgebenden Gewalt über uns betraut zu erklären.

Er hat seinen Anspruch auf die Herrschaft allhier dadurch aufgegeben, dass er uns als außerhalb seines Schutzes stehend erklärte und Krieg gegen uns führte.

Er hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte niedergebrannt und unsere Mitbürger getötet.

Er schafft gegenwärtig große Heere ausländischer Söldner heran, um das Werk des Todes, der Verwüstung und der Tyrannei zu vollenden, das er bereits mit Handlungen von Grausamkeit und Treubrücken begonnen hat, die ihresgleichen kaum in den barbarischsten Zeiten finden und die des Oberhauptes einer zivilisierten Nation gänzlich unwürdig sind.

Er hat unsere Mitbürger, die auf hoher See gefangen wurden, dazu gezwungen, die Waffen gegen ihr eigenes Land zu erheben, zu Henkern ihrer eigenen Freunde und Brüder zu werden oder ihrerseits durch deren Hände zu fallen.

Er hat im Inneren Aufstände gegen uns angezettelt, und versucht, auf unsere Grenzbewohner die erbarmungslosen indianischen Wilden zu hetzen, deren Art der Kriegsführung bekanntlich darin besteht, ohne Unterschied des Alters, Geschlechts oder Stands alles niederzumachen.

In jedem Stadium dieser Unterdrückung haben wir in der untertänigsten Weise um Abhilfe gebeten: Unsere wiederholten Bitten sind nur durch wiederholtes Unrecht beantwortet worden. Ein Monarch, dessen Wesensart durch jede seiner Handlungen in einer Weise gekennzeichnet ist, wie sie Tyrannen auszeichnet, ist unvermögend, der Herrscher eines freien Volkes zu sein.

Wir haben es auch nicht an Achtsamkeit gegenüber unseren britischen Brüdern fehlen lassen. Wir haben sie von Zeit zu Zeit vor den Versuchen ihrer Gesetzgeber gewarnt, durch ihre Rechtsprechung eine unrechtmäßige Macht über uns auszuüben. Wir haben sie an die Umstände unserer Auswanderung und Ansiedlung hier erinnert. Wir haben an ihr natürliches Gerechtigkeitsgefühl und ihre Großherzigkeit appelliert und sie bei den Banden unserer gemeinsamen Herkunft beschworen, von diesen Übergriffen abzulassen, die unvermeidlich zur Kappung unserer Verbindungen und Beziehungen führen müssten. Auch sie sind

der Stimme der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft gegenüber taub geblieben. Wir müssen uns daher mit der notwendigen Konsequenz aus unserer Trennung abfinden und sie wie die übrige Menschheit behandeln: als Feinde im Krieg, als Freunde im Frieden.

Daher tun wir, die in einem gemeinsamen Kongress versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, unter Anrufung des höchsten Richters der Welt als Zeugen für die Rechtschaffenheit unserer Absichten, namens und im Auftrag des achtbaren Volkes dieser Kolonien, feierlich kund und geben bekannt, dass diese vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind und es rechtens sein sollen; dass sie losgesprochen sind von jeglicher Treuepflicht gegen die britische Krone und dass alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem Staate Großbritannien gänzlich gelöst ist und sein soll; dass sie als freie und unabhängige Staaten das Recht haben, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handelsverbindungen zu eröffnen und alle anderen Beschlüsse und Akte zu vollziehen, zu denen unabhängige Staaten rechtens befugt sind. Und zur Untermauerung dieser Erklärung verpflichten wir uns gegenseitig feierlich in festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, zum Einsatz unseres Lebens, unseres Gutes, und unserer heiligen Ehre.

John Hancock, Präsident

Charles Thomson, Sekretär¹

¹ Für die dreizehn Staaten ratifizierten die Unabhängigkeitserklärung Josiah Bartlett, William Whipple, Matthew Thornton (für New Hampshire), Samuel Adams, John Adams, Robert Treat Paine, Elbridge Gerry (für Massachusetts Bay), Stephen Hopkins, William Ellery (für Rhode Island), Roger Sherman, Samuel Huntington, William Williams, Oliver Wolcott (für Connecticut), William Floyd, Philip Livingston, Francis Lewis, Lewis Morris (für New York), Richard Stockton, John Witherspoon, Francis Hopkinson, John Hart, Abraham Clarke Clark (für New Jersey), Robert Morris, Benjamin Rush, Benjamin Franklin, John Morton, George Clymer, James Smith, George Taylor, James Wilson, George Ross (für Pennsylvania), Cesar Rodney, George Read, Thomas M'Kean (für Delaware), Samuel Chase, William Paca, Thomas Stone, Charles Carrol of Carrollton (für Maryland), George Wythe, Richard Henry Lee, Thomas Jefferson, Benjamin Huntington, Thomas Nelson Jr., Francis Lightfoot Lee, Carter Braxton (für Virginia), William Hooper, Joseph Hewes, John Penn (für North Carolina), Edward Rutledge, Thomas Heyward Jr., Thomas Lynch Jr., Arthur Middleton (für South Carolina), Button Gwinnett, Lyman Hall und George Walton (für Georgia).

Thomas Paine

Für kontinentale Einheit, Treue und Ehre

Im Wesen der Monarchie gibt es etwas überaus Lächerliches. Zuerst schließt sie einen Mann von allen Informationsquellen aus, ermächtigt ihn jedoch, in Fällen zu handeln, in denen höchste Urteilskraft erforderlich ist. Der Status eines Königs trennt ihn von der Welt, das Amt eines Königs verlangt hingegen gründliche Weltkenntnis von ihm, weshalb die einzelnen Teile, indem sie unnatürlich gegeneinander arbeiten und sich wechselseitig zerstören, das ganze Wesen als absurd und nutzlos erweisen.

Einige Autoren haben die englische Verfassung so erklärt: Der König, sagen sie, ist eine Sache, das Volk eine andere. Die Peers sind eine Kammer für den König, das Unterhaus eine für das Volk; aber das erscheint ganz wie *ein* in sich gespaltenes Parlament; und wenn auch die Bezeichnungen gefällig arrangiert sind, wirken sie doch müßig und mehrdeutig, wenn man sie untersucht, und es wird sich immer so ergeben, dass die schönsten Wortfügungen nur hohler Klang sind, wenn man sie darauf verwendet, etwas zu beschreiben, was entweder gar nicht existieren kann oder so unbegreiflich ist, dass es sich der Beschreibung entzieht. Zwar mögen sie das Ohr erheitern, doch geben sie dem Geist keinen Aufschluss, denn diese Erklärung birgt eine frühere Frage, nämlich: «Wie kam der König zu einer Macht, der die Leute misstrauen und die sie immer zu kontrollieren verpflichtet sind?» Solche Macht kann nicht das Geschenk eines klugen Volkes sein, und ebenso kann keine Macht, die der Kontrolle bedarf, von Gott stammen; aber die Bestimmungen der Verfassung setzen voraus, dass eine solche Macht existiert.

Die Bestimmungen sind jedoch der Aufgabe nicht gewachsen. Die Mittel können oder wollen das Ziel nicht erreichen, und die ganze Angelegenheit ist ein *felo de se*¹: denn da das größere Gewicht immer das kleinere heben wird und da alle Räder einer Maschine von *einem* in Bewegung gesetzt werden, bleibt nur zu erkunden, welche Macht in der Verfassung das meiste Gewicht hat, denn diese wird herrschen: Mö-

¹ Ein Akt der absichtlichen Selbstzerstörung (mittelalterliches Latein).

gen auch die anderen, oder ein Teil von ihnen, die Schnelligkeit der Bewegung hemmen oder, wie es heißt, kontrollieren, werden ihre Bemühungen doch unwirksam sein, solange sie jener nicht Einhalt gebieten können; die Kraft, die alles zuerst bewegt, wird sich schließlich durchsetzen, und was ihr an Schnelligkeit fehlt, wird die Zeit hinzugeben.

Dass die Krone in der englischen Verfassung dieser beherrschenden Teil ist, bedarf keiner Erwähnung, und dass sie ihre ganze Bedeutung allein daraus bezieht, dass sie Posten und Pfründen vergibt, ist offensichtlich; und wenn wir auch klug genug waren, die Tür gegen die absolute Monarchie zu schließen und zu versperren, waren wir doch zugleich närrisch genug, die Krone in den Besitz des Schlüssels zu bringen.

Die Voreingenommenheit der Engländer zugunsten ihrer eigenen Regierung durch König, Ober- und Unterhaus erwächst ebenso sehr (oder noch mehr) aus Nationalstolz wie aus Vernunft. Individuen sind in England zweifellos sicherer als in einigen anderen Ländern, aber der Wille des Königs ist in England ebenso Gesetz wie in Frankreich, mit dem Unterschied, dass es, statt direkt aus seinem Mund hervorzugehen, dem Volk in der beeindruckenden Form eines Parlamentsbeschlusses gegeben wird. Denn das Geschick von Karl I.¹ hat Könige nur listiger gemacht – nicht gerechter.

Legt man also jeden nationalen Stolz und alle Voreingenommenheit zugunsten von Moden und Formen beiseite, ist es die schlichte Wahrheit, dass es sich allein der Verfassung des Volkes und nicht der Verfassung der Regierung verdankt, wenn die Krone in England nicht so despotisch ist wie in der Türkei.

Eine Untersuchung der konstitutionellen Fehler in der englischen Regierungsform ist in dieser Zeit höchst notwendig; denn da wir nie wirklich in der Lage sind, anderen gegenüber gerecht zu sein, solange wir unter dem Einfluss einer beherrschenden Parteilichkeit stehen, sind wir ebenso wenig fähig, dies uns gegenüber zu sein, solange wir von einem beharrlichen Vorurteil gebannt sind. Und wie ein Mann, der sich an eine Prostituierte bindet, ungeeignet ist, eine Gattin zu wählen oder sie zu beurteilen, so wird uns jede Voreingenommenheit zugunsten einer verdorbenen Regierungsverfassung unfähig dazu machen, eine gute zu erkennen. (...)

¹ Karl I. wurde 1649 im engl. Bürgerkrieg nach dem Sieg von Oliver Cromwell enthauptet.

Es sind ganze Bände geschrieben worden über das Thema des Ringens zwischen England und Amerika. Männer jeglichen Ranges haben sich in die Kontroverse gestürzt, aus verschiedenen Motiven und mit unterschiedlichen Zielen; doch waren sie alle wirkungslos, und die Zeit des Debattierens ist vorbei. Waffen als letztes Mittel entscheiden den Konflikt. Der König hat den Kampf ausgerufen, und der Kontinent hat die Herausforderung angenommen.

Über den verbliebenen Mr. Pelham¹ (zwar fähig als Minister, aber nicht fehlerlos) wurde berichtet, als er im Unterhaus angegriffen wurde, weil seine Maßnahmen lediglich vorübergehender Natur seien, habe er erwidert: «Sie werden für meine Amtszeit gelten.» Sollte in diesem Konflikt ein derart unheilvoller und unmännlicher Gedanke die Kolonien beherrschen, so werden sich künftige Generationen an die Namen der Vorfahren mit Verachtung erinnern.

Die Sonne hat nie eine Sache von größerem Wert beschienen. Es geht nicht um eine Stadt, eine Grafschaft, eine Provinz oder ein Königreich, sondern um einen Kontinent – um wenigstens ein Achtel des bewohnbaren Globus. Es ist nicht die Angelegenheit eines Tages, eines Jahres oder einer Epoche; die Nachwelt ist wahrlich in den Kampf verwickelt und wird von den jetzigen Vorgängen mehr oder minder betroffen sein, gar bis ans Ende der Zeiten. Nun ist die Zeit der Aussaat da für kontinentale Einheit, Treue und Ehre. Der geringste Zwist heute wird wie ein Name sein, mit der Spitze eines Nagels in die zarte Rinde einer jungen Eiche geritzt; die Wunde wird mit dem Baum wachsen, und die Nachwelt wird es in großen Lettern lesen.

Da die Sache nun von Worten zu Waffen übergeht, ist eine neue Ära für die Politik eingeläutet: eine neue Denkweise hat sich durchgesetzt. Alle Pläne, Vorschläge etc. von vor dem 19. April², d. h. dem Beginn der Feindseligkeiten, gleichen den Almanachen des Vorjahres, die damals zwar trefflich waren, nun jedoch veraltet und nutzlos sind. Was auch immer von den Advokaten beider Seiten zur Frage vorgebracht wurde, endete an ein und demselben Punkt, nämlich einer Union mit Großbritannien; die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen den Parteien betraf die Methode, dies zu erreichen, da die eine Seite Gewalt vorschlug, die andere Freundschaft; nun aber ist es so weit ge-

1 Henry Pelham, brit. Premierminister 1743–1754.

2 Am 19. April 1775 fand die Schlacht bei Lexington und Concord statt.

kommen, dass Ersteres fehlgeschlagen ist und Letzteres keinen Einfluss mehr hat.

Vieles wurde über die Vorzüge der Versöhnung gesagt, die wie ein angenehmer Traum verfliegen ist und uns unverändert zurückließ; so ist es nun nur billig, die Gegenseite des Arguments zu untersuchen und einige der vielen materiellen Schäden zu erforschen, die diese Kolonien erleiden und immer erleiden werden, solange sie mit Großbritannien verbunden und von diesem abhängig sind. Diese Verbindung und Abhängigkeit ist zu untersuchen, gemäß den Grundsätzen von Natur und *Common Sense*¹, um zu sehen, worauf wir uns einstellen müssen, wenn wir uns trennen, und was wir zu erwarten haben, wenn wir abhängig bleiben.

Ich habe einige behaupten hören, da Amerika in der früheren Verbindung mit Großbritannien gediehen sei, werde eben diese Verbindung auch für Amerikas künftiges Glück nötig sein und für alle Zeiten dieselbe Wirkung haben. Nichts könnte trügerischer sein als diese Art von Argument. Ebenso könnten wir behaupten, da ein Kind dank Milch gediehen ist, solle es niemals Fleisch bekommen, oder dass unsere ersten zwanzig Lebensjahre die nächsten zwanzig zu bestimmen hätten. Aber selbst das hieße, mehr einzuräumen, als wahr ist; denn ich sage geradeheraus, dass Amerika ebenso aufgeblüht wäre und vermutlich sogar noch viel mehr, wenn keine europäische Macht etwas mit Amerika zu tun gehabt hätte. Der Handel, durch den Amerika reich geworden ist, betrifft die Grundbedürfnisse des Lebens und wird immer einen Markt haben, solange Europa zu essen beliebt.

Aber Großbritannien hat uns beschützt, sagen einige. Es stimmt, dass es uns monopolisiert und den Kontinent auf unsere wie auch auf eigene Kosten verteidigt hat, nur hätte es aus demselben Grund, nämlich Handel und Herrschaft, auch die Türkei verteidigt.

Leider haben wir uns lange durch überkommene Vorurteile leiten lassen und dem Aberglauben große Opfer gebracht. Wir haben Großbritannien gepriesen, ohne zu bedenken, dass sein Motiv *Nutzen* war, nicht *Neigung*, und dass es uns nicht *unseretwegen vor unseren Feinden*,

1 Von lat. *sensus communis*, «allgemein herrschende Anschauung»: zentraler Begriff Thomas Paines, der seinem Pamphlet den Namen gab und im demokratischen Sinne als «gesunder Menschenverstand», «rationales Urteilsvermögen», «allgemeine Vernunft» oder «Verständnis für das Gemeinwohl» übersetzt werden kann. Erschienen schon im Januar 1776, also vor der Proklamation der Unabhängigkeit, entfaltete es auf Jahre hin seine Wirkung als Apologie der Amerikanischen Revolution.

sondern *seinetwegen vor seinen Feinden* geschützt hat, vor denen, die mit uns aus keinem anderen Grund im Streit lagen und immer *aus demselben Grund* unsere Feinde sein werden. Britannien soll seine Ansprüche auf diesen Kontinent aufgeben oder der Kontinent die Abhängigkeit abwerfen, dann hätten wir Frieden mit Frankreich und Spanien, falls diese Krieg mit Britannien führten. Das Elend Hannovers im letzten Krieg sollte uns vor Bindungen warnen.¹

Kürzlich wurde im Parlament behauptet, die Kolonien hätten untereinander keine Verbindungen außer durch das Mutterland, d. h., dass Pennsylvanien und die Jerseys und die übrigen Kolonien Geschwister via England seien. Das ist sicherlich ein sehr umwegiger Ansatz, Verbindungen nachzuweisen, aber der schnellste und einzig wahre Weg, Feindschaft zu bezeugen, wenn ich es so nennen darf. Frankreich und Spanien waren nie Feinde (und werden es vielleicht nie sein) für uns als *Amerikaner*, sondern bloß als *Untertanen Großbritanniens*.

Aber Britannien ist das Mutterland, sagen manche. Dann noch mehr Schande über sein Verhalten. Selbst wilde Bestien verschlingen nicht die eigenen Jungen, und auch Wilde bekriegen nicht die eigenen Familien, weshalb die Behauptung, wenn sie denn stimmt, sich in Tadel verkehrt; sie ist jedoch nicht wahr, oder nur zum Teil, und der Begriff «Elternland» oder «Mutterland» wurde vom König und seinen Parasiten «jesuitisch» verwendet mit der niedrigen papistischen Absicht, dank der leichtgläubigen Schwäche unseres Geistes einen unfairen Vorteil zu erlangen.² Europa, nicht England, ist Amerikas Elternland. Diese neue Welt wurde zur Zuflucht für die verfolgten Verfechter bürgerlicher und religiöser Freiheit aus allen Teilen Europas. Hierher sind sie geflohen, nicht vor der sanften Umarmung der Mutter, sondern vor der Grausamkeit des Ungeheuers; und für England gilt, dass jene Tyrannei, welche die ersten Immigranten aus der Heimat vertrieb, deren Nachfahren noch immer verfolgt.

In diesem ausgedehnten Teil des Erdballs vergessen wir die engen Grenzen der 360 Meilen (von Englands Ausdehnung) und grün-

1 Der Siebenjährige Krieg, 1754/56–1763 (in Nordamerika der Französische und Indianer-Krieg genannt), vierter der imperialen Kriege, die in Europa und Nordamerika ausgetragen wurden. Georg I., II. und III. waren Monarchen aus dem Hause Hannover, das Großbritannien von 1714 bis 1901 regierte.

2 Paine teilte die weit verbreitete Ablehnung der römisch-katholischen Kirche und ihrer strikten doktrinären Kontrolle der Gläubigen.

den unsere Freundschaft auf einen größeren Maßstab. Wir beanspruchen Bruderschaft mit jedem europäischen Christen und triumphieren ob der Großherzigkeit dieser Empfindung.

*George Clinton mit Festgästen*¹

13 Trinksprüche zu Ehren der Alliierten und Ideale

1. Den Vereinigten Staaten von Amerika.
2. Seiner allerchristlichsten Majestät.²
3. Den Vereinigten Niederlanden.³
4. Dem König von Schweden.⁴
5. Der Amerikanischen Armee.
6. Der Flotte und den Armeen Frankreichs, die in Amerika Dienst taten.
7. Dem Gedenken aller Helden, die für unsere Freiheit ihr Leben gelassen haben.
8. Möge unser Land seinen militärischen Kindern dankbar sein.
9. Möge Gerechtigkeit befördern, was durch Mut erworben wurde.
10. Den Verteidigern der Menschheitsrechte in allen Weltgegenden.
11. Möge Amerika ein Zufluchtsort für die Verfolgten der Erde sein.
12. Möge der enge Zusammenschluss der Staaten den Tempel bewahren, den sie der Freiheit errichtet haben.
13. Möge die Erinnerung an diesen Tag den Fürsten eine Lehre sein.

1 Am 18. Juni 1776 richtete der Provincial Congress für General George Washington, seinen Stab und die Offiziere ein Bankett aus, um seinem Dank für die erfolgreiche Verteidigung der Kolonie gegen die brit. Armee Ausdruck zu verleihen.

2 Ludwig XVI., der im Jahr 1778 als erster staatlicher Repräsentant und Souverän einer europäischen Hegemonialmacht die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte und frz. Truppen zur Unterstützung der Kolonialarmee nach Übersee entsandte.

3 Da sie die USA als zweite europäische See- und Handelsmacht anerkannten.

4 Gustav III., dank dem Schweden im April 1783 die Unabhängigkeit anerkannte und obendrein einen Handelsvertrag mit den USA schloss.

Benjamin Franklin

Die Eintagsfliege, ein Sinnbild menschlichen Lebens

An Madame Brillon¹ in Passy

20. September 1778

Vielleicht erinnern Sie sich, liebe Freundin, dass ich neulich, als wir in dem herrlichen Garten und der reizenden Gesellschaft von Moulin Joly einen so glücklichen Tag verbrachten, auf einem unserer Spaziergänge kurz innehielt und eine Weile hinter der Gesellschaft zurückblieb. Man hatte uns zahllose Skelette von einer Art kleiner Insekten gezeigt, sogenannter Eintagsfliegen, bei denen an einem einzigen Tag mehrere aufeinander folgende Generationen aufwachsen und sterben. Zufällig erblickte ich auf einem Blatt eine noch lebende Gesellschaft, die offenbar ins Gespräch vertieft war. Bekanntlich verstehe ich die Sprachen aller niederen Lebewesen. Mein allzu großer Eifer beim Erlernen derselben ist meine beste Entschuldigung dafür, dass ich in Ihrer bezaubernden Sprache nur geringe Fortschritte gemacht habe. Aus Neugier belauschte ich die Unterhaltung dieser kleinen Geschöpfe, doch als drei oder vier gleichzeitig redeten, wie üblich bei diesem lebhaften Volk, wurde ich nicht recht klug aus dem, was sie sagten. Immerhin begriff ich anhand einiger Brocken, die ich ab und zu mitbekam, dass sie leidenschaftlich über das Können zweier fremder Musiker disputierten, der eine ein Verwandter, der andere ein Moskito. Mit diesem Streit verbrachten sie ihre Zeit, anscheinend ohne Rücksicht auf die Kürze des Lebens, als seien sie überzeugt, einen Monat zu leben. Glückliches Volk!, dachte ich, du

¹ Anne-Louise d'Hardancourt Brillon de Jouy (1744–1824), Cembalistin, Pianistin und Komponistin, hatte der siebzigjährige Benjamin Franklin (1706–1790) kennengelernt, als er – zwischen Dezember 1776 und Frühjahr 1785 US-Botschafter in Frankreich – nach Passy in unmittelbare Nachbarschaft zu ihrem Landgut übersiedelte. Aus ihrer Bekanntschaft entwickelte sich Ende 1777 wechselseitige Sympathie (anlässlich des Siegs der Amerikaner über die Briten in der Schlacht von Saratoga komponierte Madame Brillon einen *Marche des Insurgents*, einen *Marsch der Aufständischen*) und im Laufe des Jahres 1778 ein Flirt. 1779 erfuhr sie von der Untreue ihres Gatten und fiel in eine tiefe Depression, die bis 1781 andauerte; danach erlangten sie und Franklin die Gelassenheit alter Freunde.

hast sicher eine weise, gerechte und milde Regierung, da du dich nicht über staatliche Missstände beklagst und keinen anderen Streitgegenstand kennst als die Vollkommenheit und Unvollkommenheit fremder Musik. Ich wandte mich von ihnen ab und einem alten Graukopf zu, der allein auf einem anderen Blatt saß und Selbstgespräche führte. Amüsiert von seinem Monolog, schrieb ich mit, in der Hoffnung, dass dies auch diejenige amüsiert, der ich für das ergötzlichste aller Vergnügen zu Dank verpflichtet bin, nämlich für feine Gesellschaft und überirdischen see-lischen Gleichklang.

«Die gelehrten Philosophen unseres Volkes», sagte er, «die lange vor meiner Zeit lebten und wirkten, waren der Meinung, dass auch diese weite Welt, die Moulin Joly, nicht länger als achtzehn Stunden existieren könne, und ich glaube, diese Ansicht war nicht ganz unbegründet, da der große Himmelskörper, der aller Natur das Leben schenkt und der während meiner Lebenszeit klar erkennbar schon weit in Richtung des Ozeans am Rand der Erde gesunken ist, aufgrund dieser sichtbaren Bewegung seinen Lauf beenden muss, in den Wassern, die uns umschließen, verlöschen und die Welt in Kälte und Dunkelheit zurücklassen wird, was unumgänglich und allumfassend zu Tod und Vernichtung führt. Sieben von diesen Stunden habe ich gelebt, ein hohes Alter, nicht weniger als vierhundertzwanzig Minuten. Wie wenige von uns halten so lange durch! Ich habe Generationen auf die Welt kommen, gedeihen und dahinscheiden sehen. Meine derzeitigen Freunde sind die Kinder und Enkel der Freunde meiner Jugend, die nicht mehr sind – leider! Und bald muss ich ihnen folgen, denn gemäß dem Lauf der Natur kann ich, obwohl gesund, nicht erwarten, noch länger als sieben oder acht Minuten zu leben. Was hilft mir nun all mein Mühen und Plagen beim Sammeln von Honigtau auf diesem Blatt, wenn ich ihn nicht mehr genießen kann? Was meine politischen Kämpfe um das Wohlergehen meiner Mitbewohner in diesem Gebüsch oder meine philosophischen Studien zum Besten unserer Gattung im Allgemeinen! Denn was nützen in der Politik Gesetze ohne moralische Grundsätze? Unser derzeitiges Eintagsfliegenvolk wird, wie die Völker in anderen und älteren Büschen, im Laufe von Minuten moralisch verderben und folglich ebenso erbärmlich werden. Und welche geringe Fortschritte haben wir in der Philosophie gemacht! Leider! Die Kunst ist lang, das Leben kurz.¹ Meine Freunde trösteten mich stets mit

1 Die weise Eintagsfliege zitiert das *Vita brevis, ars longa* von Hippokrates.

dem Gedanken, dass ich ihrer Ansicht nach einen Namen hinterlasse, und sie sagen, ich hätte für die Natur und für meinen Ruhm lange genug gelebt. Aber was bedeutet Berühmtheit für eine Eintagsfliege, die nicht mehr existiert? Und was wird aus der Geschichte in der achtzehnten Stunde, wenn die Welt, ja die gesamte Moulin Joly, vergehen muss und im allumfassenden Untergang vergessen wird?»

Mir bleiben, trotz all meines eifrigen Strebens, an dauerhaften Freuden einzig der Nachklang eines langen Lebens voller guter Absichten, das kluge Gespräch einiger angenehmer Eintagsfliegendamen und hie und da ein freundliches Lächeln und ein Lied von der stets liebenswerten Brillante.

George Washington

Abschiedsrede¹

Freunde und Mitbürger,

da in nicht allzu ferner Zukunft die Neuwahl eines Bürgers ansteht, der die exekutive Gewalt der Vereinigten Staaten ausüben soll, und mithin für Sie die Zeit gekommen ist, sich Gedanken darüber zu machen, welcher Person Sie Ihr Vertrauen dafür schenken wollen, erscheint es mir, zumal dies zu einem deutlicheren Ausdruck der öffentlichen Meinung beitragen könnte, angemessen, Sie nunmehr von der meinerseits getroffenen Entscheidung in Kenntnis zu setzen, nicht mehr zum Kreis derjenigen zu zählen, die für Ihre Entscheidungsfindung in Betracht zu ziehen sind. (...)

Die Einheit der Regierung, die Sie zu einem Volk macht, liegt Ihnen am Herzen. Und das mit Recht, denn sie ist eine tragende Säule im Gebäude Ihrer wahren Unabhängigkeit, der Rückhalt Ihrer Ruhe in der Heimat, Ihres Friedens außer Landes, Ihrer Sicherheit, Ihres Wohl-

¹ Ein offener Brief George Washingtons zum Ende seiner zweiten und letzten Amtszeit und sein politisches Vermächtnis. Er wurde am 19. September 1796 im *Daily American Advertiser* in Philadelphia erstveröffentlicht und danach landesweit in weiteren Zeitungen publiziert.

stands, jener Freiheit, die Sie so hochschätzen. Da jedoch leicht vorherzusehen ist, dass man aus verschiedenen Gründen und von verschiedenen Seiten her große Anstrengungen unternehmen und viele Listen ersinnen wird, die Evidenz dieser Wahrheit in Ihren Köpfen zu untergraben; da dies der Schwachpunkt Ihrer politischen Festung ist, gegen welchen die Geschütze innerer und äußerer Feinde am dauerhaftesten und aktivsten (wenngleich oft genug getarnt und im Verborgenen) gerichtet sein werden, ist es von unendlicher Bedeutung, dass Sie den immensen Wert Ihrer nationalen Einheit für Ihr kollektives und individuelles Glück richtig einschätzen, dass Sie eine herzliche, zuverlässige und unerschütterliche Verbundenheit mit ihr pflegen, dass Sie sich angewöhnen, von ihr als dem Hort Ihrer politischen Sicherheit und Ihres Wohlstands zu denken und zu sprechen, dass Sie mit argwöhnischer Sorge auf ihren Erhalt achten, dass Sie alles missbilligen, was auch nur den Verdacht nahelegt, sie könnte aufgegeben werden, und dass Sie bereits den frühesten Anschein jedes Versuches entrüstet zurückweisen, irgendeinen Teil unseres Landes vom Rest abzuspalten oder die heiligen Bande zu schwächen, die es heute zusammenhalten.

Dafür Sympathie und Interesse zu hegen haben Sie allen erdenklichen Grund. Gegenüber Bürgern, die, ob durch Geburt oder freie Wahl, einer gemeinsamen Nation angehören, hat die Nation das Recht, deren gesamtes Sinnen und Trachten für sich zu vereinnahmen. Die Bezeichnung als Amerikaner, die Ihnen aufgrund Ihrer Nationalität zusteht, muss als Ausdruck für den gerechten Stolz des Patriotismus stets über allen Anreden stehen, die auf lokale Unterschiede abzielen. Mit etwas verschieden grundierten Schattierungen haben Sie alle dieselbe Religion, dieselben Sitten, Gewohnheiten und politischen Prinzipien. Sie haben für eine gemeinsame Sache gekämpft und triumphiert; die Unabhängigkeit und Freiheit, die Sie besitzen, sind die Arbeit von gemeinschaftlichen Beratungen und Bemühungen, von geteilten Gefahren, Leiden und Erfolgen.

Doch werden diese Erwägungen, so machtvoll sie auch Ihr Empfinden ansprechen mögen, weit übertroffen von jenen, die unmittelbarer Ihr Eigeninteresse betreffen. In ihnen erkennt jede Region unseres Landes die zwingendsten Motive dafür, den gesamten Staatenbund sorgsam zu schützen und zu erhalten.

Der Norden findet in einem unbeschränkten Austausch mit dem Süden und gesichert von einheitlichen Gesetzen einer gemeinsamen Re-

gierung in der Produktion des Letzteren große zusätzliche Ressourcen des See- und sonstigen Handels sowie wertvolle Rohstoffe für die verarbeitende Industrie. Im selben Austausch profitiert der Süden von der Handlungsfähigkeit des Nordens, sieht seine Landwirtschaft wachsen und seinen Handelsverkehr expandieren. Indem der Süden Seeleute aus dem Norden für sich gewinnt, erhält seine Schifffahrt neuen Auftrieb; und während er auf verschiedene Weise dazu beiträgt, die nationale Schifffahrtskapazität zu vergrößern und auszuweiten, kann er den Schutz durch maritime Streitkräfte erwarten, den zu leisten er selbst nur unzureichend in der Lage wäre. Der Osten findet in einem ähnlichen Austausch mit dem Westen schon heute und wird durch den zunehmenden Ausbau innerer Verbindungen zu Lande und zu Wasser in Zukunft immer häufiger wertvolle Marktplätze für die Güter finden, die er aus dem Ausland importiert oder vor Ort produziert. Der Westen bezieht aus dem Osten Waren, die für sein Wachstum und Wohlergehen notwendig sind, und was vielleicht noch bedeutsamer ist, er verdankt die sichere Nutzung unentbehrlicher Ausfuhrtrouten für seine eigenen Erzeugnisse notwendigerweise dem Gewicht, dem Einfluss und der künftigen maritimen Macht der atlantischen Seite des Staatenbunds, gesteuert von einer unverbrüchlichen Interessengemeinschaft im Sinne einer Nation. Jede andere Organisationsform, die es dem Westen gestatten würde, diesen entscheidenden Vorteil zu halten, ob durch seine eigene, unabhängige Kraft oder durch eine abtrünnige, widernatürliche Verbindung mit einer fremden Macht, müsste intrinsisch labil sein.

Während somit jeder einzelne Teil unseres Landes ein unmittelbares und je individuelles Interesse an diesem Bund hat, können die versammelten Teile nicht umhin, in der komprimierten Masse von Möglichkeiten und Bestrebungen größere Kraft zu finden, größere Ressourcen und proportional größere Sicherheit vor Gefahr von außen, also seltenere Bedrohungen des Friedens durch fremde Nationen; von unschätzbarem Wert ist zudem, dass ihre Einheit sie dazu bringt, ohne die Scharmützel und Kriege auszukommen, die so häufig zwischen benachbarten, nicht durch dieselbe Regierung verbundenen Ländern angezettelt werden, wofür allein schon deren rivalisierende Flotten ausreichen können, nurmehr verschärft und angeheizt durch gegnerische ausländische Allianzen, Verbindungen und Intrigen. Daher werden sie auch die Notwendigkeit auswuchernder Militärapparate umgehen, die der Freiheit in jeder Regierungsform abträglich und als der republika-

nischen Freiheit besonders feindlich gegenüberstehend zu betrachten sind. In diesem Sinne sollte der Staatenbund als eine zentrale Stütze Ihrer Freiheit gesehen werden, und die Liebe zur einen sollte Ihnen den Erhalt des anderen ans Herz legen.

Diese Erwägungen sprechen für jeden nachdenklichen und rechtschaffenen Geist eine überzeugende Sprache und weisen die Fortdauer des Staatenbunds als entscheidendes Objekt jedes patriotischen Strebens aus. Bestehen Zweifel daran, ob eine gewöhnliche Regierung ein derart ausgedehntes Gebiet zusammenhalten kann? Überlassen wir es der Erfahrung, diese Zweifel zu zerstreuen. Purer Spekulation Gehör zu schenken wäre hier fahrlässig. Wir haben Anlass zu hoffen, dass eine vernünftige Organisation des Ganzen samt unterstützenden Regierungsbehörden seiner Teile dem Experiment einen glücklichen Ausgang sichern wird. Jedenfalls ist es einen ausführlichen, vernünftigen Versuch wert. Angesichts derart schlagkräftiger und einleuchtender Motive für den Staatenbund wird es, solange die Erfahrung nicht seine Unrealisierbarkeit nachgewiesen hat, immer Gründe geben, dem Patriotismus derer zu misstrauen, die in gleich welcher Region seine Bande zu lockern bestrebt sind.

Bei Betrachtung der Faktoren, die unseren Bund stören könnten, gibt es Anlass zu ernsthafter Besorgnis, nämlich dass Argumente welcher Art auch immer vorgebracht wurden, Parteien¹ nach geographischen Kriterien zu charakterisieren, nördlich und südlich, atlantisch und westlich, von woher berechnende Männer nahelegen zu glauben, es gäbe einen echten Unterschied bei lokalen Interessen und Ansichten. Eine der von Parteien angewendeten Methoden, in spezifischen Regionen Einfluss zu gewinnen, besteht darin, die Auffassungen und Vorhaben anderer Regionen falsch darzustellen. Man kann sich nicht allzu gut gegen die von solchen Falschdarstellungen verursachten Eifersüchteleien und Bauchschmerzen wappnen; sie neigen dazu, voneinander zu entfremden, was durch brüderliche Zuneigung verbunden sein sollte. Die Bewohner unserer westlichen Landesteile haben diesbezüglich vor Kurzem eine wertvolle Lektion erhalten; sie bekamen aus Anlass

1 Die Publikation dieser Rede fiel in eine Zeit, in der über die Sinnhaftigkeit von Parteien in einem im Grunde präsidentialen föderativen System heftig gerungen wurde. Bei der Wahl 1796 gehörten zum ersten Mal sämtliche Präsidentschaftskandidaten einer von zwei Parteien an: entweder den Föderalisten oder den Demokratischen Republikanern.

der von der Exekutive geführten Verhandlung des Vertrags mit Spanien¹ und seiner einstimmigen Ratifizierung durch den Senat sowie angesichts der umfassenden Zufriedenheit mit diesem Ergebnis innerhalb der gesamten Vereinigten Staaten einen entscheidenden Beweis dafür, wie unbegründet der unter ihnen verbreitete Verdacht war, in der Regierung des Bundes und den atlantischen Staaten werde eine Politik betrieben, die ihren Interessen am Mississippi zuwiderlaufe; sie wurden Zeugen des Abschlusses zweier Verträge mit Großbritannien und Spanien, die ihnen jeden Wunsch erfüllten, den sie hinsichtlich unserer Außenbeziehungen und der Sicherung ihres Wohlergehens gehabt haben mögen. Wäre es ihnen nicht angeraten, zum Erhalt dieser Vorteile auf den Bund zu setzen, der sie errungen hat? Sollten sie nicht fürderhin taub für die Ratgeber sein, so es denn welche sind, die sie nur allzu gern von ihren Brüdern trennen und stattdessen mit Fremden verbünden wollen?

Für die Wirksamkeit und Dauerhaftigkeit unseres Bundes ist eine Zentralregierung unverzichtbar. Allianzen zwischen den Teilen, wie eng auch immer, können sie nicht angemessen ersetzen; unvermeidbar fielen sie den Störungen und Zerwürfnissen anheim, denen alle Allianzen zu allen Zeiten anheimgefallen sind. Im Angesicht dieser bedeutsamen Erkenntnis haben Sie Ihren ersten Entwurf nachgebessert und so eine Regierungsverfassung verabschiedet, die besser zugeschnitten ist auf einen engen Staatenbund und die wirksame Umsetzung Ihrer gemeinsamen Anliegen.² Diese Verfassung, Frucht Ihrer freien, unbeflissenen und ohne Furcht getroffenen Wahl, konstituiert nach umfassender Prüfung und reiflicher Überlegung, in ihren Grundsätzen und hinsichtlich der Gewaltenteilung vollkommen frei, Sicherheit mit Tatkraft verbindend und mit der Möglichkeit zur Anpassung ihrer selbst versehen,³ darf mit Recht Ihr Vertrauen und Ihre Unterstützung beanspruchen. Respekt vor ihrer Autorität, die Befolgung ihrer Gesetze,

1 Gemeint ist der Pinckney-Vertrag, auch bekannt als Vertrag von San Lorenzo oder Vertrag von Madrid von 1795. Er festigte die Bemühungen um eine Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien und legte außerdem die Grenzen zu den span. Kolonien in Nordamerika fest. Ferner garantierte er den Vereinigten Staaten Schifffahrtsrechte auf dem Mississippi.

2 Washington bezieht sich auf den Verfassungskonvent der ursprünglichen zwölf Staaten der Konföderation 1787 in Philadelphia, an dem er selbst als Präsident der Versammlung maßgeblich mitwirkte.

3 Engl. *amendment*: Gemeint ist die Möglichkeit, die Verfassung durch Zusatzartikel zu ändern.

das Einverständnis mit ihren Maßnahmen gehören zu den grundlegenden Maximen wahrer Freiheit. Die Basis unseres politischen Systems ist das Recht des Volkes, seine Regierungsform selbst zu bestimmen und zu modifizieren. Die je maßgebliche Verfassung aber gilt, solange sie nicht durch einen expliziten und authentischen Akt des gesamten Volkes geändert wird, für alle als heilige Verpflichtung. Das Konzept, das dem Volk die Macht und das Recht gibt, seine Regierungsform frei zu wählen, setzt die grundlegende Pflicht eines jeden Individuums voraus, der einmal gewählten Regierung zu gehorchen.

Jede Behinderung der Ausführung der Gesetze, alle Zusammenschlüsse und Verbünde, gleich unter welchem plausiblen Vorwand gebildet, deren Absicht es ist, die ordnungsgemäßen Entscheidungen und Taten der verfassungsmäßigen Organe zu lenken, zu kontrollieren, zu behindern oder zu hintertreiben, zerstören dieses Grundprinzip und haben fatale Auswirkungen. Sie sorgen für die Bildung von Lagern, verhelfen diesen zu künstlicher, außerordentlicher Stärke, zielen darauf ab, eine Minderheitenpartei, die bloß eine kleine, aber geschickt und einflussreich operierende Gruppe innerhalb der Gemeinschaft vertritt, an die Stelle des abgeleiteten Volkswillens zu setzen, und darauf, die öffentliche Verwaltung, entsprechend den wechselnden Erfolgen der verschiedenen Lager, als Spiegel ihrer schlecht durchdachten, unvereinbaren Projekte dastehen zu lassen, statt als ausführendes Organ kohärenter, förderlicher Pläne, die in gemeinsamer Beratung entstanden und durch Interessenausgleich angepasst worden sind.

Wenngleich die oben beschriebenen Zusammenschlüsse und Verbünde hin und wieder populären Zwecken dienen mögen, besteht die Wahrscheinlichkeit, dass sie im Lauf der Zeit und der Dinge zu mächtigen Maschinen werden, mit denen gerissene, ehrgeizige und skrupellose Menschen die Macht des Volkes untergraben und die Zügel der Regierung an sich reißen können, um später genau die Mechanismen zu zerstören, mittels derer sie ihre ungerechte Herrschaft erst erlangt haben.

Der Erhalt Ihrer Regierung und die Verstetigung Ihres gegenwärtigen Glückes erfordern nicht nur, dass Sie sich konsequent jeder irregulären Opposition gegen die anerkannten Autoritäten widersetzen, sondern dass Sie auch dem Geist der Erneuerung gegenüber den Prinzipien besonnen widerstehen, wie bestechend seine Einwände auch zu sein scheinen. Eine mögliche Angriffsmethode könnte in Änderungen

an der vorliegenden Form der Verfassung bestehen, deren Ausführung die Wirksamkeit des gesamten Systems beeinträchtigen und somit untergraben würde, was nicht direkt gestürzt werden kann. Bedenken Sie bei allen Ihnen möglicherweise vorgeschlagenen Änderungen, dass Zeit und Gepflogenheit bei der Festigung des wahren Charakters von Regierungen mindestens ebenso notwendig sind wie bei anderen menschlichen Einrichtungen; dass Erfahrung den sichersten Maßstab zur Beurteilung der wahren Bestimmung einer bestehenden Landesverfassung bietet; dass leichtfertige Änderungen auf Grundlage bloßer Hypothesen und Meinungen schier unaufhörlichem Wandel Tür und Tor öffnen, eben weil Hypothesen und Meinungen selbst so endlos verschieden sind; und bedenken Sie insbesondere, dass zur erfolgreichen Steuerung Ihrer Interessen in einem so ausgedehnten Land wie dem unsrigen eine Regierung von solcher Wirkmacht, wie für die vollkommene Sicherung unserer Freiheit erforderlich, unentbehrlich ist. In einer solchen Regierung, mit richtig verteilten und angepassten Gewalten, wird die Freiheit ihre zuverlässigste Beschützerin finden. Dagegen ist sie dort wenig mehr als ein Wort, wo die Regierung zu schwach ist, den Umtrieben aus verschiedenen Lagern zu widerstehen, alle Mitglieder der Gesellschaft innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu halten und die sichere und besonnene Ausübung der Persönlichkeits- und Eigentumsrechte für jeden zu gewährleisten. (...)

Wahren Sie guten Glauben und Gerechtigkeit gegenüber allen Nationen; pflegen Sie Frieden und Harmonie mit allen. Religion und Moral gebieten dieses Verhalten; und kann es sein, dass gute Politik es nicht gleichermaßen gebietet? Es wird einer freien, aufgeklärten und in nicht ferner Zukunft großen Nation würdig sein, der Menschheit das edelmütige und noch so neuartige Beispiel eines Volkes zu geben, das sich stets von erhabener Gerechtigkeit und Wohlwollen leiten lässt. Wer kann bezweifeln, dass im Lauf der Zeit und der Dinge die Früchte eines solchen Plans jeden kurzfristigen Vorteil, der durch seine strikte Durchführung verlorengehen könnte, reichlich aufwiegen werden? Kann es sein, dass die Vorsehung das dauerhafte Glück einer Nation nicht mit deren Tugendhaftigkeit verbunden hat? Dem Versuch, es so zu sehen, rät jedenfalls jedes Empfinden zu, das die menschliche Natur adelt. Ach! Wird er durch deren Laster verdorben?

Für die Durchführung eines solchen Plans ist nichts unerlässlicher, als dass die anhaltende, unüberwindbare Abneigung gegen be-

stimmte Nationen ebenso wie die leidenschaftliche Zuneigung zu anderen sich verbieten; stattdessen sollten gerecht verteilte freundschaftliche Gefühle gegenüber allen herrschen. Eine Nation, die einer anderen mit gewohnheitsmäßigem Hass oder gewohnheitsmäßiger Liebe begegnet, ist in gewissem Maße eine Sklavin. Sie ist eine Sklavin ihrer Animositäten oder ihrer Anhänglichkeit, und beides lenkt sie von ihren Verpflichtungen und Interessen ab. Antipathien einer Nation gegenüber einer anderen steigern in beiden die Bereitschaft, die andere zu verletzen und zu kränken, aus geringfügigem Anlass beleidigt zu sein oder sich bei zufälligen, banalen Auseinandersetzungen hochmütig und unnahbar zu geben. Häufige Zusammenstöße, verbissene, giftige und blutige Kämpfe sind die Folge. Die von Missgunst und Groll geleitete Nation treibt ihre Regierung bisweilen den besten Erwägungen der Politik zum Trotz in den Krieg. Auch beteiligt sich die Regierung manchmal selbst an der nationalen Hetze und übernimmt aus Leidenschaft, was die Vernunft verbieten würde; zu anderen Zeiten macht sie die Feindseligkeit der Nation zum Werkzeug für verwerfliche, von Stolz, Ehrgeiz und anderen finsternen und verderblichen Motiven angetriebene Projekte. Der Friede, manchmal vielleicht gar die Freiheit der Nationen, ist dem schon zum Opfer gefallen.

Ganz ähnlich bringt die leidenschaftliche Zuneigung einer Nation zu einer anderen eine Reihe von Übeln mit sich. Sympathie für diese bevorzugte Nation begünstigt die Illusion eines vermeintlichen gemeinsamen Interesses in Fällen, wo ein solches Interesse nicht existiert, überträgt die Feindschaften der einen auf die andere und zwingt erstere ohne ausreichende Beweggründe oder Rechtfertigung zur Beteiligung an den Auseinandersetzungen und Kriegen der letzteren. Zudem führt sie dazu, dass der bevorzugten Nation gegenüber Zugeständnisse gemacht werden, die anderen verwehrt bleiben, was der Nation, die die Zugeständnisse macht, gleich doppelt schaden kann: indem sie unnötigerweise auf etwas verzichtet, was sie hätte behalten sollen, oder indem sie Eifersucht, Groll und Rachegeleüste bei denen schürt, denen die gleichen Zugeständnisse vorenthalten wurden. Und es gibt ehrgeizigen, korrumpierten oder verblendeten Bürgern (die sich bei der bevorzugten Nation anbiedern) Gelegenheit, die Interessen ihrer eigenen Nation ohne Schmach, ja bisweilen gar unter Beifall zu verraten oder zu opfern, indem sie ihre niederträchtige oder törichte Neigung zu Ehrgeiz, Korruption oder Verblendung mit dem Goldlack tugendhaften Pflichtbewusst-

seins, einer löblichen Berücksichtigung der öffentlichen Meinung oder eines lobenswerten Einsatzes für das Gemeinwohl übertünchen.

Da so geartete Zuneigungen ausländischem Einfluss Tür und Tor öffnen, sind sie für den wahrhaft aufgeklärten und unabhängigen Patriot besonders alarmierend. Bieten sie doch eine Vielzahl von Gelegenheiten, heimische Fraktionen zu manipulieren, die Kunst der Verführung zu praktizieren, die öffentliche Meinung auf Abwege zu führen und politische Beschlüsse zu beeinflussen oder zu behindern. Eine solche Zuneigung vonseiten einer kleinen oder schwachen Nation zu einer großen, mächtigen verdammt erstere dazu, zum Satelliten der letzteren zu werden.

Gegenüber den verderblichen Ränken derartiger ausländischer Einflüsse (Mitbürger, ich beschwöre Sie, mir zu glauben) sollte ein freies Volk nachhaltig wachsam sein, denn Geschichte und Erfahrung beweisen, dass fremder Einfluss zu den schädlichsten Widersachern der republikanischen Regierungsform gehört. Doch um nützlich zu wirken, muss diese Wachsamkeit unparteiisch sein; sonst macht sie sich nur zum Instrument dessen, was sie verhindern will, statt zu einem Bollwerk dagegen. Ein Übermaß an Parteilichkeit gegenüber der einen und Abneigung gegenüber der anderen Nation führt dazu, dass jene, die davon beseelt sind, die Gefahr nur bei einer Seite sehen und die kunstvolle Einflussnahme, die von der anderen Seite ausgeht, verschleiern oder gar unterstützen. Echte Patrioten, die den Intrigen widerstehen können, werden dann leicht zu Verhassten und Verachteten, während die Handlanger und vom Manipulator Verführten den Beifall und das Vertrauen des Volkes dafür erhalten, dass sie dessen Interessen verraten.

Die vorrangige Verhaltensregel gegenüber fremden Nationen sollte sein, dass wir unsere Handelsbeziehungen mit ihnen ausdehnen, aber so wenig politische Verbindungen wie möglich eingehen. Insofern solche bereits bestehen, wollen wir sie mit redlicher Absicht pflegen. (...)

Wenngleich mir im Rückblick auf die Ereignisse in meiner Regierungszeit vorsätzliche Täuschungen nicht erinnerlich sind, bin ich mir hinreichend im Klaren über meine Mängel, um es nicht für wahrscheinlich zu halten, dass ich etlichen Irrtümern aufgesessen sein könnte. Welche dies auch immer gewesen sein mögen, ich bitte den Allmächtigen inständig, die Übel abzuwenden oder zu mildern, die sie hervorgerufen haben könnten. Ich trage mich zudem mit der Hoffnung, dass mein Land niemals aufhören wird, sie mit Nachsicht zu betrachten, und dass,

nachdem ich fünfundvierzig Jahre meines Lebens mit rechtschaffenem Eifer dem Dienst an ihm gewidmet habe, die Fehler unzureichender Befähigung dem Vergessen anheimgegeben werden, wie auch ich selbst bald in die Stätten der Ruhe einkehren muss.

Im Vertrauen auf die Güte meines Landes in dieser wie in anderer Hinsicht und umgetrieben von der glühenden Liebe zu ihm, die für einen Mann, der darin die Heimat seiner selbst und seiner Vorfahren über mehrere Generationen erblickt, so natürlich ist, sehe ich mit Vorfreude dem Rückzug entgegen, von dem ich mir die süße Wonne verheiße, inmitten meiner Landsleute den wohltätigen Einfluss guter Gesetze unter einer freien Regierung zu genießen, das von jeher liebste Ziel meines Herzens und, worauf ich fest vertraue, der glückliche Lohn für unsere gemeinsamen Sorgen, Mühen und Gefahren.

John Newton

***Amazing Grace*¹**

Amazing grace! How sweet the sound,
That saved a wretch like me.
I once was lost but now am found,
Was blind, but now I see.

'Twas grace that taught my heart to fear.
And grace my fears relieved.
How precious did that grace appear
The hour I first believed.

Through many dangers, toils and snares
I have already come;
'Tis grace that brought me safe thus far
and grace will lead me home.

¹ Während die Gedichte im Band zweisprachig englisch-deutsch wiedergegeben sind, wird auf die Übersetzung der Hymnen und Songs durchgehend verzichtet.

The Lord has promised good to me.
His word my hope secures.
He will my shield and portion be,
As long as life endures.

Yea, when this flesh and heart shall fail,
And mortal life shall cease,
I shall possess within the veil,
A life of joy and peace.

When we've been here ten thousand years,
Bright shining as the sun,
We've no less days to sing God's praise
Than when we've first begun.

Judith Sargent Murray

Über die Gleichheit der Geschlechter

Beruht es auf reiflicher Überlegung, dass wir der Ansicht sind, die Natur verteile ihre Gaben so einseitig? Ist es denn tatsächlich so, dass sie der einen Hälfte der Menschheit unbestreitbar eine geistige Überlegenheit zugewiesen hat? Ich weiß, dass unter beiden Geschlechtern häufig ein hohes Maß an Denkvermögen anzutreffen ist, ebenso wie das Gegenteil. Aber man erlaube mir die Frage, worin der Verstand von Frauen so notorisch defizitär oder ungleich sei. Können nicht die intellektuellen Fähigkeiten in diese vier Kategorien eingeteilt werden: Vorstellungskraft, Vernunft, Gedächtnis und Urteilsvermögen? Die Hoheit über die Vorstellungskraft wurde uns Frauen schon vor langem überlassen, wir sind die gekrönten und unbestrittenen Oberhäupter der Fantasie. Erfindungsgabe mag die schwierigste Geistesdisziplin sein; seit unvordenklichen Zeiten verfügen wir über diese schöpferische Fähigkeit. Man betrachte nur die Vielfalt der Moden (hier verbiete ich mir das höhnische Grinsen), die die weibliche Welt auszeichnen und schmü-

cken: Wie sie sich fortwährend verändern, wodurch sie die Behauptung des weisen Mannes fast fragwürdig erscheinen lassen, und wir getrost sagen können: *Es gibt etwas Neues unter der Sonne*.¹ In welcher Verspieltheit, welch reicher Fantasie, welch äußerst erfinderischem Vorstellungsvermögen äußert sich diese fortwährende Mannigfaltigkeit? Zudem wurde festgestellt, dass selbst wenn sich unser Geschlecht noch so ungeheuerlich danebenbenommen hat, wir mit unseren allerersten Gedanken sofort danach trachten, eine Entschuldigung vorzubringen, so überzeugend, dass sie unsere Taten sogar in liebenswürdigem Licht erscheinen lässt.

Ein weiteres Beispiel für unsere schöpferische Kraft ist unser Talent zur üblen Nachrede; wie geistreich sind wir doch bei der Erfindung eines Skandals? Was für wunderbare Geschichten können wir in einem Wimpernschlag allein mit der Kraft einer blühenden Fantasie erdenken? Wie viel guter Leumund wurde durch den fruchtbaren Verstand einer Frau ganz und gar ruiniert? Wie emsig sind wir darin, eine zarte Andeutung aufzubauschen? Mit welch leichter Hand verwandeln wir einen Verdacht in eine Überzeugung, und diese Überzeugung, ausgeschmückt mit der Kraft der Eloquenz, lauert der nichtsahnenden Unschuld auf, um sie zu überraschen und benebeln.

Womöglich wird man fragen, ob ich diese Dinge als Beispiele für die Vorzüglichkeit unseres Geschlechts anführe. Sicherlich nicht, sondern bloß als Belege für unsere kreativen Fähigkeiten, für eine lebhaft Fantasi. Gewiss offenbart sich hier eine rege Emsigkeit des Geistes, und wird diese Emsigkeit in die richtige Richtung gelenkt, welch zuträgliche Folgen könnte das zeitigen? Genügen denn Nadel und Herd, um das Tätigkeitsfeld einer derart beschaffenen Seele auszuschöpfen? Ich würde meinen: nein. Nein, es ist eine Tatsache, dass diese Pflichten die Intelligenz unbeanspruchst lassen und Freiraum für allerlei Spekulationen bieten.

Fehlt es uns an Vernunft? Wir können nur vernünftig über das sprechen, was wir kennen, ist uns jedoch die Möglichkeit versagt geblieben, Wissen zu erwerben, kann daraus legitimerweise nicht auf die Unterlegenheit unseres Geschlechts geschlossen werden.

Die Gedächtniskraft wird uns, wie ich annehme, im gleichen Maße zugestanden, da jeder erlebt haben wird, dass man ebenso häufig

1 Anspielung auf das biblische «Es gibt nichts Neues unter der Sonne!» (Pred 1,9).

auf eine gesprächige alte Dame trifft wie auf einen mitteilbaren Mann; beider Sujets stammen aus der Fundgrube alter Zeiten, und die Begebenheiten ihrer Jugend oder des späteren Lebens mögen Zuhörer an ihrem Lebensabend unterhalten oder langweilen.

«Aber unser Urteilsvermögen ist nicht so sicher – wir differenzieren nicht so gut» – Doch könnte man fragen, woher die Überlegenheit in dieser entscheidenden Fähigkeit der Seele rühren mag. Kann dies nicht auf die Unterschiede in Erziehung und Bildung zurückgeführt werden und auf die daraus resultierenden Vorteile? Kann man behaupten, dass das Urteilsvermögen eines zweijährigen Jungen höher entwickelt ist als das eines Mädchens desselben Alters? Ich glaube, im Allgemeinen ist eher das Gegenteil der Fall. Aber welche Voreingenommenheit herrscht jenseits dieses Alters! Wie sehr die gegensätzlichen Erziehungsmethoden den einen überhohen und die andere niederdrücken! Ihn lehrt man, nach Höherem zu streben, sie wird schon früh eingengt und klein gehalten. Mit fortschreitendem Alter muss sich die Schwester vollkommen den häuslichen Dingen widmen, während der Bruder an die Hand genommen und über all die blühenden Pfade der Wissenschaft geleitet wird. Geht man davon aus, dass ihr Verstand von Natur aus gleichrangig ist, wen könnte dann die *offensichtliche* Überlegenheit verwundern, wenn die Gepflogenheit durchaus zur *zweiten Natur* wird, ja wenn sie gar den Platz der Natur einnimmt, und dass dem so ist, beweist die Erfahrung Tag für Tag. Ist die ungebildete Schöne schließlich zur Frau geworden, ist die Leere zu spüren, die die ihr zugewiesenen Beschäftigungen unmöglich zu füllen vermögen. Was kann sie nun tun? Bücher stehen ihr vermutlich nicht zur Verfügung; und wenn doch, dann nur solche der *Romanliteratur*, damit sie nicht in den Ruf einer *Dame von Bildung* gerät; welche Vorstellungen mit dieser Bezeichnung verbunden werden, lässt sich durch die Beobachtungen vieler bezeugen. Mode, Skandale und bisweilen noch verwerflichere Dinge werden dann hinzugezogen; und wer kann schon wissen, wie weit sich die Freiheiten, die sie sich nimmt, noch erstrecken werden. Einstweilen ist sie selbst höchst unglücklich; sie verspürt das Verlangen nach Geistesbildung. Ist sie unverheiratet, versucht sie vergeblich, ihre Zeit mit geschlechtlichen oder anderen Vergnügungen zu füllen. Ist sie mit einer Person liiert, deren Seelennatur der ihren gleicht, so hat die Bildung ihn so weit über sie erhoben, dass es ihr nicht möglich ist, ihm bei jenen Vergnügungen, die diese vernunftgemäße Glückseligkeit hervorbringt,

zu folgen. Ihre Unterlegenheit wird ihr peinlich bewusst, was ihr jede Freude verdirbt. Verfügt jedoch der Mensch, den ein widriges Schicksal ihr zugeteilt hat, über einen zu keiner Veredelung fähigen Geist, wird sie ebenso unglücklich sein, weil sie so eng an eine Person gebunden ist, die sie nur verachten kann. Wären ihr nun die gleichen Lehrer wie ihrem Bruder zuteilgeworden (natürlich mit Blick auf ihre jeweiligen Wissensgebiete), könnte sich ihrem denkenden Geist ein weites Feld eröffnen. In der Astronomie könnte sie einen Blick auf die unermessliche Größe Gottes erhaschen und daraus erstaunliche Erkenntnisse über seine erhabene, höchste Einsicht entwickeln. In der Geographie würde sie Jehovas Fürsorge bewundern, der diesen Erdball den Bedürfnissen und Freuden seiner Bewohner angepasst hat. In der Naturphilosophie würde sie die unendliche, in Kondeszendenz¹ gehüllte Erhabenheit des Himmels bewundern; und beim Durchstreifen der Welt der Reptilien würde sie die Güte des Schöpfergottes preisen. Ein derlei erfüllter Geist hätte wenig Platz für die Kleinigkeiten, die unserem Geschlecht allzu selbstgerecht als Vergnügungen angelastet werden; Frauen würden zu geeigneten Gefährten für jene Männer, die sich eines Tages mit ihnen schmücken sollen. Die vielfältigen Modeerwägungen würden weichen und Überlegungen Platz machen, die womöglich zur Verfeinerung der literarischen Welt beitragen könnten; und es gäbe keine Muße für üble Nachrede oder Herabsetzung anderer. Kein Leumund würde zerstört werden, dafür wäre die lebhaftere Vorstellungskraft unseres Geschlechts mit ernsthaften Überlegungen beschäftigt. Unnötige Besuche würden nur aus Gründen der Zerstreuung abgestattet werden, oder um den Verpflichtungen von Blutsverwandtschaft und Freundschaft gerecht zu werden. Frauen wären diskreter, ihr Urteilsvermögen wäre sicherer, und da sie ihre Lebenspartner mit Bedacht auswählten, wären unglückliche Ehen dann ebenso selten, wie heute das Gegenteil der Fall ist.

Wird man nun einwenden, dass diese erworbenen Fähigkeiten uns von unseren häuslichen Pflichten abhalten? Ich antworte, dass allen Anforderungen weiblichen Wirtschaftens leicht Genüge zu leisten ist, und ich kann wahrheitsgemäß ergänzen, dass sie, einmal eingerichtet, keine weitere *geistige Aufmerksamkeit* erforderlich machen. Nein, ich wiederhole, während wir mit Nährarbeiten oder Familienpflichten be-

1 Theologischer Terminus für das Herabsteigen des Gottessohns aus der Himmlsherrlichkeit in Menschengestalt bis zum Tod am Kreuz.

schäftigt sind, ist unser Geist völlig frei, Betrachtungen anzustellen, und die Vorstellungskraft kann sich ungehindert entfalten. Werden frühzeitig die angemessenen Grundlagen geschaffen, ist unsere Gedankenwelt eines durch und durch rationalen Wesens würdig. Fleiß vorausgesetzt, könnten wir Zeit erübrigen, sie zu Papier zu bringen, doch sollten unsere Nebenbeschäftigungen uns zu sehr bedrängen und uns einen derartigen Luxus verwehren, würde sich zumindest unsere Konversation gewählter und gedankenreicher gestalten. Würde man uns dennoch mahnen: «Eure häuslichen Pflichten genügen vollauf», würde ich in aller Seelenruhe fragen: Ist es denn vernünftig, eine Person, die die Unsterblichkeit, die die Freuden des Himmels anstrebt, ein intelligentes Wesen, das eine Ewigkeit damit verbringen wird, über die Werke Gottes nachzusinnen, auf Erden so gering zu schätzen, dass ihm keine anderen Gedanken gestattet sind als jene, die man für die Zubereitung eines Puddings oder fürs Nähen eines Kleidersaums voraussetzt? Wie bedauerlich, dass die Gegner weiblicher Bildung nicht noch einen Schritt weiter gehen und ihnen ihr künftiges Dasein verweigern; denn wären sie konsequent, müssten sie das tun.

O ja, ihr herrisches, ihr hochmütiges Geschlecht, unsere Seelen sind von Natur aus den euren *gleichwertig*; wir sind vom selben Atem Gottes belebt, beseelt und bestärkt; und davon, dass wir nicht tiefer gefallen sind als ihr, legen jene Zeugnis ab, die sich weit, weit über die mannigfaltigen Entmutigungen, durch die sie klein gehalten wurden, erhoben haben; und obgleich mir das Verzeichnis der gefeierten Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts nicht bekannt ist, komme ich doch dank meiner Beobachtungen des engen Kreises, in dem ich mich bewege, zu der Überzeugung, dass es von Anbeginn der Zeiten bis zum heutigen Tag ebenso viele Frauen wie Männer gegeben hat, die sich allein *kraft ihrer natürlichen Fähigkeiten* den allergrößten Beifall verdient, *ohne Zutun von außen* den Ruhmeskranz errungen haben. Ich weiß, man behauptet, da das männliche Geschlecht dem weiblichen an körperlicher Kraft überlegen sei, müsse daher auch dessen geistige Fähigkeit stärker ausgeprägt sein; man schreibt die Geistesstärke also der vergänglichen Form des irdischen Daseins zu. Doch wäre diese Schlussfolgerung berechtigt, müsste sich der Mensch damit zufriedengeben, vielen Wesen des Tierreichs die Überlegenheit zuzugestehen, da er von nicht wenigen in körperlicher Stärke weit übertroffen wird. Sollte diese Behauptung gelten, würde sie zudem zu weit gefasst sein, denn schon allein die

bloße Anschauung beweist, dass es viele höchst robuste maskuline Damen und effeminierte Herren gibt. Dennoch glaube ich, dass Mr. Pope, wenngleich von kleiner Statur und durch einen geschwächten Körper gezeichnet,¹ Anspruch auf Größe der Seele erheben kann; und vielleicht gibt es noch viele weitere Beispiele, die man anführen könnte, um eine so wenig philosophische Meinung zu widerlegen. Erleben wir nicht häufig, dass, wenn die aus Lehm geformte Hülle schon in Auflösung begriffen, ja beinahe bereit ist, sich mit dem Mutterboden zu vereinen, das unsterbliche Inwendige nach den erhabensten Höhen strebt und diese sogar erreicht, mögen sie ihm zuvor auch noch völlig unbekannt gewesen sein? Würden wir der animalischen Kraft so viel Macht zugestehen, müssten wir angesichts der allseits bekannten Unparteilichkeit der Natur überdies davon ausgehen, dass sie den weiblichen Verstand mit überlegener Kraft ausgestattet hat, als Ausgleich für die körperlichen Kräfte des Mannes. Aber diesen offensichtlichen Rückschluss außer Acht lassend, wollen wir *nur für Gleichheit* eintreten.

Charles Brockden Brown

Porträt eines Emigranten. Auszug aus einem Brief²

Ich habe, wie von Ihnen gewünscht, Mrs. K*** einen Besuch abgestattet. Wir haben ein längeres Gespräch geführt. Da Sie meinen Charakter und den ihren nur zu gut kennen, werden Sie sich gewiss fragen, worüber wir uns unterhalten haben. Sie können sich leicht denken, dass

1 Der engl. Aufklärer und Dichter Alexander Pope (1688–1744), schon in jungen Jahren an Tuberkulose und Asthma erkrankt, war zeitlebens von besonders schwächlicher Konstitution. Er litt an Rückgratverkrümmung, musste als Stütze ein Mieder tragen und wurde nur 1,38 Meter groß.

2 Die Brieffiktion als subjektiv-authentisches Genre literarischer Wirklichkeitsdarstellung erfreute sich in der zweiten Hälfte des 18. Jh. großer Beliebtheit. Während der europ. Briefroman die empfindsame Innenschau kultivierte – etwa Rousseaus *Julie ou la Nouvelle Héloïse* (1761) oder Goethes *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) –, stießen in Amerika eher gesellschaftspolitisch motivierte Werke auf breites Interesse wie die *Letters of an American Farmer* (1782) von Hector St. John de Crèvecoeur.

sich meine Erkundigungen auf private und alltägliche Angelegenheiten beschränkten. Nachdem wir über das Befinden ihrer Familie, ihrer Bediensteten und ihrer Kinder gesprochen hatten, lenkte ich meine Fragen auf ihre Nachbarschaft. In großen Städten geht es anders zu als in kleinen Dörfern. Diejenigen, die durch ihre Bildung allerdings nicht dazu befähigt und daran gewöhnt sind, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen und das Wesen und die Handlungen von Menschen aus vergangenen Zeiten und fernen Ländern zu ergründen, richten ihr Augenmerk im Allgemeinen auf das, was sich unmittelbar vor ihrer Nase abspielt. Mrs. K*** liest nie, nicht einmal eine Zeitung. Sie hat keine Vorstellung davon, was sich vor ihrer Geburt zugetragen hat. Ihr sind die Geschehnisse in den fernsten Ländern ebenso fremd wie jene, die die Staatsmänner und Politiker ihres eigenen Landes beschäftigen und umtreiben. Dennoch ist ihr Geist alles andere als teilnahmslos oder träge. Neugierig und durchaus trefflich sinniert sie über jene Dinge, die sich in ihrem unmittelbaren Gesichtskreis ereignen.

Würde sie in einem Dorf wohnen, so wüsste sie über Geschichte und Charakter einer jeden Familie innerhalb von dessen Grenzen Bescheid. Da sie aber in einer großen Stadt*¹ lebt, beschränkt sich ihr Wissen im Wesentlichen auf ihre unmittelbaren Nachbarn, auf diejenigen also, die das Haus links und rechts neben ihr sowie auf der gegenüberliegenden Straßenseite bewohnen. Ich werde mich nicht damit aufhalten, die Ursache für den Unterschied in den Gepflogenheiten von Dorfbewohnern und Städtern zu untersuchen. Zwar wurde schon oft auf diesen Umstand hingewiesen, aber nur selten hat man ihn hinreichend dargelegt. Ich werde lediglich den Wortwechsel wiedergeben, der sich anlässlich meiner Frage nach dem Befinden der Familie in dem Haus rechts neben dem ihren entspann.

«M'Culey», sagte sie, «der früher dort lebte, ist fort.»

«Ach tatsächlich? Und wer ist dann an seiner Stelle dort eingezogen?»

«Ein Franzose und seine Frau. Jedenfalls nehme ich an, dass es sich um seine Frau handelt, obgleich er ein stattlicher weißer Mann von

* Philadelphia (Fußnote des Verfassers).

1 Die Metropole am Delaware River galt nicht nur als das wirtschaftliche, kulturelle und politische Zentrum der jungen Nation, zwischen 1790 und 1800 war sie nach New York City auch deren Hauptstadt.

vornehmer Erscheinung ist und sie eine halbe Schwarze.¹ Ich denke, die Leute würden sie als Mestizin² bezeichnen. Sie kamen im vergangenen Winter von den Westindischen Inseln³ hierher und waren bitterarm, wie ich glaube. Denn als sie in dieses Haus zogen, hatten sie keine anderen Möbel außer einem Bett, ein oder zwei Stühlen und einem Tisch aus Kiefernholz. Sie sperrten die unteren Räume zu und richteten sich in den beiden Zimmern im ersten Stock ein.»

«Wer gehört alles zu der Familie?»

«Der Mann und die Frau sowie ein junges Mädchen, das ich zunächst für ihre Tochter hielt, von dem ich aber später erfuhr, dass es sich um ein Waisenkind⁴ handelt, das sie kurz nach ihrer Ankunft beim Umherstreifen in den Straßen aufgelesen haben und das sie, obwohl selbst rechtschaffen arm, unter ihre Fittiche nahmen.»

«Wie bestreiten sie ihr Leben?»

«Der Mann ist im Kontor eines französischen Kaufmanns⁵ hier in der Stadt angestellt. Was für eine Anstellung das genau ist, weiß ich nicht zu sagen, aber sie gestattet ihm, einen Großteil seiner Zeit zu Hause zu verbringen. Die Frau ist eine Darstellerin in Lailsons Pantomimen⁶.

1 In Pennsylvania waren im Gegensatz zu anderen Bundesstaaten sogenannte «Mischehen» nicht verboten, da man 1780 im Rahmen einer Gesetzesvorlage zur schrittweisen Abschaffung der Sklaverei auch die entsprechenden Restriktionen für freie Schwarze und ihre Nachkommen aufgehoben hatte.

2 Der im Original verwendete Ausdruck «*mestee*» bezeichnete in der rassistischen Klassifizierung der Westindischen Inseln eigentlich Menschen, deren Vorfahren zu einem Achtel Schwarze waren. Hier wird er in der allgemeinen Bedeutung von «Mischling» benutzt. Zwischen 1790 und 1800 verdreifachte sich die Zahl der freien, nicht-weißen Einwohner von Philadelphia, darunter viele Neubürger aus der Karibik, die im kolonial geprägten Sprachgebrauch «*mulattos*» genannt wurden.

3 Die Westindischen Inseln umfassten die karibischen Überseekolonien Englands, Frankreichs, Hollands und Spaniens. Hier sind die frz. Besitzungen gemeint.

4 Ein 1788 in Philadelphia erlassenes Gesetz verbot die Verschleppung von freigelassenen Sklaven in benachbarte Bundesstaaten, entfaltete jedoch kaum Wirkung, da die Strafen zu gering ausfielen. Kinder und Jugendliche waren besonders gefährdet. 1822 gründete daher eine Gruppe von Quäkerinnen die Philadelphia Association for the Care of Colored Orphans, die sich ausschließlich um afroamerik. Waisenkinder kümmerte.

5 Im Zuge der Revolutionswirren verließen im letzten Jahrzehnt des 18. Jh. zahlreiche Franzosen ihr Land in Richtung Neue Welt.

6 Im April 1797 eröffnete der schwed. Impresario Philippe Lailson ein großes Amphitheater mit einer imposanten Kuppelkonstruktion. Auf dem Programm standen neben Zirkusattraktionen komische Opern, Tanzaufführungen und Pantomimen. In den Reihen des Ensembles befanden sich viele frz. Künstlerinnen und Künstler, sodass Lailson regelmäßig Inszenierungen in frz. Sprache auf den Spielplan setzen konnte.

Im Winter verließ sie tagsüber kaum das Haus, aber nun, da das Wetter freundlich und schön ist, geht sie sehr viel spazieren.»

«Können Sie ihre Lebensweise beschreiben, was sie essen und trinken, und wie sie ihre Zeit zubringen?»

«Ich denke schon. Das meiste von dem, was sie tun, lässt sich von unseren Fenstern und unserem Hof aus beobachten, und alles, was sie sagen, kann man hören. Am Morgen ist alles ruhig bis gegen zehn Uhr. Bis zu dieser Stunde liegen sie im Bett. Das erste Lebenszeichen von ihnen sendet der Mann aus, der halb angezogen am hinteren Fenster erscheint. Er lehnt sich hinaus, raucht zwei oder drei Zigarren und spricht bisweilen mit einem Hund, der draußen vor der Küchentür liegt. Nachdem er so eine Weile hat verstreichen lassen, geht er in das Zimmer über der Küche, nimmt einen Laib Brot aus dem Wandschrank und schenkt sich ein Glas Wein ein. Damit kehrt er in die Vorderstube zurück, beginnt aber, kaum dass er beides in Händen hält, an dem einen zu knabbern und an dem anderen zu nippen. So sieht ihr Frühstück aus. Nach einer halben Stunde tauchen dann beide am Fenster auf. Sie werfen dem Hund Brotstückchen zu, der unten mit offenem Maul schon darauf wartet, und reden mal mit ihm, mal untereinander. Ihre Zungen sind ununterbrochen in Bewegung. Oftmals unterhalten sie sich in den lautesten und gellendsten Tönen, die man sich nur vorstellen kann. Anfangs dachte ich, sie würden miteinander streiten. Aber immer wieder brachen sie in Gelächter aus, und es war offensichtlich, dass sie in allerbestem Einvernehmen miteinander standen.

Gegen zwölf Uhr ist der Mann fertig angekleidet und verlässt das Haus, um seiner Beschäftigung nachzugehen. Um drei Uhr kommt er wieder zurück. Unterdessen ist die Dame damit beschäftigt, jeden Zoll ihres Körpers zu reinigen und ein strahlend sauberes Musselinkleid anzuziehen. Danach streckt sie sich entweder müßig am Fenster aus und singt, ohne eine Pause zu machen, oder sie spielt auf ihrer Gitarre. Sie ist ohne Frage eine bemerkenswerte Schauspielerin und Sängerin. Dem Haus und der Einrichtung wird dagegen keinerlei Beachtung zuteil. Keinen Gedanken verschwendet man daran, die Tische abzuwischen oder den Boden zu fegen und zu putzen. Das Haus befindet sich in einem traurigen Zustand, wohingegen sie keine Mühe scheut, sich und ihre Garderobe herauszuputzen.

Der Mann ist kaum nach Hause zurückgekehrt, da folgt ihm auf dem Fuß ein schwarzer Bursche, der, barhäuptig und die Hemdsärmel

bis zu den Ellbogen hochgekrempelt, auf seinem Kopf ein Tablett mit einer weißen Serviette darüber trägt. Das ist ihr Abendessen, und gebracht wird es von *Simonet*¹. Nach dem Abendessen greift der Mann zu seiner Flöte, auf der er virtuos zu spielen versteht, und die Frau singt oder musiziert gemeinsam mit ihm, bis der Abend anbricht. Anschließend kommen Gäste vorbei, und alle verlassen zusammen das Haus, um spazieren zu gehen. Bis zum anderen Morgen hören wir dann nichts mehr von ihnen.»

«Was macht denn das Mädchen während dieser ganzen Zeit?»

«Sie isst, singt, zieht sich an und geht mit ihnen spazieren. Sie kommt oft zu uns nach Hause, für gewöhnlich zu den Mahlzeiten. Sobald sie etwas entdeckt, das ihr gefällt, kann sie ihre Begeisterung kaum zurückhalten. <Oh, muss *das* da gut sein! Da hätt' ich gern was von: *Gibste* mir was?» Sie ist ein hübsches, harmloses kleines Ding, man kann ihr einfach keinen Wunsch abschlagen.

Einen Tag, nachdem sie das Haus hier bezogen hatten, kam das Mädchen am Morgen, als unsere Bedienstete gerade das Frühstück zubereitete, in die Küche: <Oh>, sagte sie zu mir, <wie heißen die Dinga da?»

<Buchweizenpfannkuchen.>

<Ah, Buchweiznfannkuchn! O ja, die müssn gut sein! Die mag ich – *Gibste* mir ein'n?»

Am nächsten Morgen kam sie wieder, als wir gerade damit beschäftigt waren, Muffins zu machen. <Oh>, rief sie, <Sie sin' immer am Backn und am Backn! Wie heißen die da?»

<Muffins.>

<Mofin? Oh, da hätt' ich gern welche von, so gern.>

Danach kam sie einigermaßen regelmäßig zu Besuch. Sie war aber stets zurückhaltend, und da sie halb verhungert zu sein schien, gaben wir ihr zu essen, wann immer sie danach verlangte.»

«Sind denn diese Leute nicht sehr glücklich?»

«Sehr glücklich. Wenn sie zusammen sind, plaudern oder lachen sie in einem fort, oder sie spielen und singen gemeinsam. Was der Mann so treibt, wenn er alleine ist, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen. Die Frau aber, so scheint es jedenfalls, singt ständig, und ihre Hände, so-

1 Etienne Simonet betrieb an der South Second Street ein Lebensmittelgeschäft, das vor allem für seine Wild- und Geflügelpasteten bekannt war. Der «*pastry cook from Paris*» war 1792 mit einer Artistentruppe aus Frankreich nach Philadelphia gekommen.

fern sie nicht gerade damit beschäftigt sind, ihr Äußeres zu schmücken, spielen auf der Gitarre. Ich neige zu der Ansicht, dass die Franzosen die einzigen Menschen sind, die zu leben verstehen. Obwohl diese Leute Vertriebene und Fremde sind und sie von spärlichen und unsicheren Einkünften abhängen, führen sie ihr Leben ruhig und gelassen weiter. Häusliche Pflichten kennen sie nicht. Sie frühstücken Brot und Wein, ohne die Gepflogenheit des Tischdeckens und ohne Teller und Tassen zu benutzen. Auch müssen sie sich nicht darum kümmern, Dienstpersonal anzuleiten und zu überwachen. Ihr Essen wird außer Haus zubereitet. Ihre Wäsche wird auf dieselbe Weise besorgt. Die Dame kennt keine andere Beschäftigung für ihre Hände als die dankbare Aufgabe, sich selbst zu putzen und zurechtzumachen. Die Zeit dazwischen widmet sie den höchsten und reinsten Sinnesfreuden, der Musik, für die sie einiges Talent zu haben scheint und der sie sich mit Leidenschaft verschrieben hat. Wenn das Wetter heiter und mild ist, geht sie auf den öffentlichen Promenaden spazieren, in der einen Hand ein Musselintuch und in der anderen einen bunten Sonnenschirm. Sie wird stets von Männern umringt, die ihr zu gefallen suchen, sich eifrig darum bemühen, ihr amüsante Gesprächsthemen anzutragen, und die ihrem munteren Geplauder und ihrer unerschöpflichen Redseligkeit mit Wohlwollen und unter Beifall lauschen.

Ich habe unterdessen einige Mühen darauf verwandt, die wahren Lebensumstände dieser Familie zu erforschen. Ich fand heraus, dass die Dame die Erbin einer großen Besitzung auf St. Domingo war¹ und dass sie ihre Jugend in Frankreich zugebracht hat, wo sie eine vorzügliche Bildung erhielt und ihren jetzigen Begleiter heiratete. Dieser verfügte zum damaligen Zeitpunkt selbst über Ansehen und Vermögen, wurde aber durch die Revolution in Armut gestürzt. Der Aufstand auf St. Domingo² vernichtete ihr gesamtes Hab und Gut auf der Insel. Nur

1 Die Insel Saint-Domingue (das heutige Haiti) war durch den Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr lange Zeit die reichste Überseebesitzung Frankreichs. Im Gegensatz zu anderen Kolonien und zu den meisten amerik. Bundesstaaten war es freigelassenen Sklaven und Nachkommen aus sogenannten «Mischehen» dort erlaubt, Schenkungen und Erbschaften entgegenzunehmen. Auf diese Weise konnten die «*gens de couleur libres*» auch zu Grund- und Plantagenbesitzern aufsteigen.

2 Mit dem Ausbruch der Französischen Revolution gelangten die Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch in die Überseekolonien. So kam es im Norden der Insel im August 1791 zum ersten großen Sklavenaufstand, der den Beginn der Haitianischen Revolution markierte.